



# Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel

Erscheint werktätlich. Für Mitglieder des Börsenvereins ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag eingeschlossen. Weitere Exemplare zum eigenen Gebrauch kosten je 30 Mark jährlich frei Geschäftsstelle oder 36 Mark bei Postüberweisung innerhalb des Deutschen Reiches. Nichtmitglieder im Deutschen Reich zahlen für jedes Exemplar 30 Mark bez. 36 Mark jährlich. Nach dem Ausland erfolgt Lieferung über Leipzig oder durch Kreuzband, an Nichtmitglieder in diesem Falle gegen 5 Mark Zuschlag für jedes Exemplar.

Die ganze Seite umfaßt 360 viergespalt. Petitzeilen, die Zeile oder deren Raum kostet 30 Pf. Bei eigenen Anzeigen zahlen Mitglieder für die Zeile 10 Pf., für  $\frac{1}{2}$  S. 32 M. statt 36 M., für  $\frac{1}{4}$  S. 17 M. statt 18 M. Stellengesuche werden mit 10 Pf. pro Zeile berechnet. — In dem illustrierten Teil: für Mitglieder des Börsenvereins die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf.,  $\frac{1}{2}$  S. 13.50 M.,  $\frac{1}{4}$  S. 26 M.,  $\frac{1}{8}$  S. 50 M.; für Nichtmitglieder 40 Pf., 32 M., 60 M., 100 M. — Beilagen werden nicht angenommen. — Beiderseitiger Erfüllungsort ist Leipzig.

Eigentum des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig

Nr. 60.

Leipzig, Montag den 13. März 1916.

83. Jahrgang.

## Redaktioneller Teil.

### Aus den Briefen einer Königin an ihren Verleger.

Von Dora Dunder.

Am Anfang der achtziger Jahre war es, als sich zwischen Carmen Sblva und dem Verlagsbuchhändler Alexander Dunder in Berlin ein reger Briefwechsel über die Herausgabe jener Arbeiten entwickelte, die den dichterischen Ruf der rumänischen Königin begründen halfen. »Meine Ruh«, »Handwerkerlieder«, »Leidens Erdengang«, »Handzeichnungen« hielten die Königin zu jener Zeit in fieberhafter Erregung. Immer neue Pläne und Ideen sprangen in dem lebhaften Geist der königlichen Frau auf und wanderten, kaum geboren, von ihrem Arbeitstisch in Bukarest, Sinaia, Pelesch, Cotroceni nach Berlin.

Nicht nur Dichterisches gab es da in Fülle zu besprechen, nein auch Außerlichkeiten, die zuweilen eines humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrten. So erzählte die Königin durch vollständige Unkenntnis, ja Naivität in bezug auf Pflichten und Rechte zwischen Autor und Verleger. Sie disponierte kaltblütig über längst zugesagte Arbeiten, gab ohne weiteres das Übersetzungsrecht fort, versprach Beiträge für Sammlungen aus bereits erschienenen Büchern, ohne sich das geringste dabei zu denken. Kam dann ein solcher Fall, aus dem die Königin sich nicht zu retten wußte, so hieß es:

Bukarest, 30. Januar 83. »... Nun müssen Sie mir aus der Klemme helfen. Ich verlasse mich ganz auf Sie. (Es handelte sich in diesem Falle um eine unberechtigte Übersetzung von »Meine Ruh«.) Mir geht es wie dem Erfinder: das Ausdenken ist eine Kleinigkeit, aber die äußere Gestaltung, das Praktische ist mir ganz unmöglich und vollständig gleichgültig.«

Im gleichen Briefe ließ die Königin eine herzliche Einladung an ihren Verleger ergehen, sie im April oder Mai in Segenhaus (Neutved) bei ihrer Mutter zu besuchen. Dieser Einladung folgt die erste, humoristische Anspielung auf einen Klatsch, der zu jener Zeit die Runde durch die Blätter machte: »Ich möchte Sie so gerne sehn, lieber als den deutschen Schriftsteller, mit dem ich so intim sein soll, daß er mir wohl nächstens meine Sachen vorrieglert haben wird.«

Über diesen selben Klatsch schrieb die Königin ein andermal aus Cotroceni:

»Seien Sie ganz unbesorgt über Zeitungsgerüchte. Ich habe keine incognito-Zusammenkünfte; ich wüßte auch nicht wozu?! Mir kann ja doch niemand helfen, das habe ich schon lange gesehen; ich muß meinen eigenen Weg gehen und selber meine Bahn fegen. Niemand anderes weiß, was in mir steckt, und ich weiß es auch nicht. Bis jetzt habe ich auch noch kein Trauerspiel geschrieben. Das habe ich mir immer für das erreichte vierzigste Jahr aufgehoben. Ich bin aber doch mit einem schwanger und weiß schon, da hilft kein Sträuben und kein Wehren; wenn die Geburtswehen kommen, so muß ich hindurch. Wer weiß, ob's Talent reicht!! — ich zweifle ganz furchtbar und denke doch Tag und Nacht daran.«

Wenige Wochen nach diesem Briefe kam die Königin nochmals auf die Übersetzung von »Meine Ruh« zurück.

»Die Idee, »Meine Ruh« auf Französisch zu sehn, liegt mir etwas auf den Nerven. Aber ich kann unmöglich Nein sagen. Ich finde sogar, daß die lateinische Rasse geradezu anders fühlt, als wir. Seit 13 Jahren mache ich darüber sehr genaue Beobachtungen. Neulich sagte mir jemand etwas, das mich frappierte: Wie wären Sie wohl geworden, wenn Sie nicht in den Positivismus der lateinischen Rasse verpflanzt worden wären?

Ich habe noch dazu einen Mann, der mehr als zur Hälfte dazu gehört und entschieden mehr Lateiner ist als Germane. Mir war das Einleben in die ganz andere Denkungs- und Empfindungsweise ganz außerordentlich schwer. Daß ich es aber gelernt habe, beweisen meine auf Französisch geschriebenen Gedanken. Für so etwas ist die französische Sprache einzig. Wie kann man auf Deutsch so präzise und scharf sein. Es scheint, die *pensées* (es sind gemeint »Les pensées d'une Reine« 1882) haben in Frankreich und Italien viel Aufsehen gemacht. Ich bin überzeugt, in Deutschland las sie kein Mensch, und sie treffen dort auch nicht. Ich kenne überhaupt Deutschland nicht mehr recht; ich bin schon zu lange fort. Ach!, es ruht ein Segen und ein Fluch auf dem Auswandern!«

Den Wert der Kritik pflegte Carmen Sblva nicht besonders hoch einzuschätzen. So schreibt sie aus Castell Pelesch vom 16. Dezember 1883 über die Beurteilung der »Handwerkerlieder«:

»Sehr haben mich die Kritiken amüsiert, lieber Herr Dunder, die Sie mir neulich zuschickten und die sich zum Teil genau widersprechen! Schade, daß der Dichter wie der König alles über sich muß sagen lassen, ohne sich verteidigen zu können.«

Besonders scharf geht die Königin in diesem Briefe mit einer Dichterin ins Gericht, die ihre »Handwerkerlieder« zu »salonmäßig« findet: »... ich habe sie doch meinen Freunden, den Handwerkern und Hüttenarbeitern, selbst mit Beifall vorgelesen. Sie hätten sollen den Segendorfer Schreiner sehn, wie der sich in die Hände und auf die Beine schlug und immer rief: »Da sich emal! Woher weiß sie denn das!« Das Gärtnerlied habe ich einem Gärtner aus dem Munde genommen: »Im Winter halb verbrennt, im Sommer halb derfrost, das is Gärtnerloos!« Und da ich eine Gärtnerstochter bei mir im Dienst habe, so las ich es ihr vor. Sie lernte es sofort auswendig und schrieb es für ihren Vater ab, und beide hatten Tränen in den Augen vor Freude. — Sie meint wohl, unsereins käme nie mit den Arbeitern in Verührung. Aber wir sprechen ja stundenlang mit ihnen; von klein auf gingen wir ihnen nicht von der Seite, wenn es etwas zu tun gab, und Buchbinderei haben wir selbst gelernt. Das Maurerlied habe ich den Maurern aus dem Munde genommen und ins Deutsche übertragen, und das Wäscherinnenlied habe ich geschrieben, weil die Wäschfrauen den meisten Skandal erzählen und umhertragen. — Ich kann nicht auf alles eingehen; aber ich habe den deutlichen Eindruck, daß ich dem »Volke« viel näher stehe, als meine verehrte Kritikerin, oder daß am Rhein und in Rumänien aufgewecktere Leute sind, als im Norden. Ich habe doch den ganzen Sommer Hamburger und Mainzer Schreiner und Tapezierer im Hause gehabt und fand die Hamburger mindestens ebenso gescheidt. Ich gestehe, daß ich viel lieber mit den Arbeitern spreche, als mit der Gesellschaft. Einige haben diesen Sommer noch bei Licht gearbeitet, bis in die Nacht ohne Lohn, nur um